

frei nach dem Holländischen von G. C. C.

# Der Sonntagsgast.

„Gott, verloren! Unwiderrüchlich verloren war die ungeschuldige Freilichkeit meines neunzehn Jahre, meines bislang sorglosen Lebens! Verschunden, für immer! Am Tage keine Ruhe mehr, kein Appetit, des Nachts kein Schlaf, denn — ich war verliebt! Ich hatte Sie geliebt — Olla!“

Herr des Himmels, wie viel Selterwasser habe ich damals getrunken! Das ging einfach literweise! Sie war nämlich eine Kohlenfaule Jungfrau in einer der Trinkhallen im Park; dort pflegte ich dann des Abends zu stehen, während ich theils in Selterwasser, theils in Liebe schwelgte. Und wenn es nur wenigstens keinen Himbeerfaß gegeben hätte! Ich kann nichts Süßes betragen und dennoch habe ich um alles in der Welt nicht „Ja“ gesagt, wenn die Angebetete meines Herzens mich fragte: „Selter ohne?“ Unser Gespräch pflegte meistens denischen Verlauf zu nehmen; wenn ich kam, lachte sie stets. Und so konnte ich unsere Unterhaltung jedesmal mit der mehr oder weniger geistreichen Frage einleiten: „Warum lachen Sie eigentlich, mein Fräulein?“

„Weil ich mich freue, daß Sie kommen.“

„Ach was! das wird wohl einen anderen Grund haben!“

„Sie lassen das Wasser ganz warm werden“ mit dieser Bemerkung pflegte sie sich dann der Beantwortung dieser etwas mißlichen Frage zu enthalten.

„Oh ja — mein Selterwasser — brrr!“

Das war nun aber einmal nicht zu ändern. Und übrigens thaten die Helden aus der Ritterzeit für die Dame ihres Herzens noch ganz was anderes als daß sie ein paar Glas Himbeerlimonade mit Selterwasser tranken.

Nach und nach wurde sie vertraulicher und ich lehrte; manchmal wagte ich es sogar, ihr einen schüchternen Beweis meiner Zärtlichkeit zu geben, eine verdeckte Anspielung auf meinem Gemüthszustand dem Stapel zu lassen. Sie konnte bei derartigen Anlässen so recht heckenvergnügt schmunzeln; ich hielt das für ein gutes Zeichen und glaubte mich bereits für ihren bevorzugen Liebhaber halten zu dürfen.

Aber wie ganz anders wurde mir zu Muthe, als ich, eines Abends an dem Häuschen vorübergehend, einen Briefträger davor stehen sah, der augenblicklich in ein sehr eifriges und sehr vertrauliches Gespräch mit „seinem“ Sohne verhielt war. Ich kam fast um vor Eiferhitz; aber ich zwang mich zur Ruhe und behielt das Pärchen scharf im Auge. Wenigstens eine Stunde lief ich in der gegenüberliegenden Allee auf und ab. Wie die Beiden sich amüsierten! Um zehn Uhr schloß sie die Thüre; beide traten hinaus, ließen in die Herdebahn und fuhren davon. Ich stand da, dem davonrollenden Wagen humpfständig nachblickend. Die Erinnerung an das, was damals in meinem Gemüth lochte, wühlte und brauste, läßt mich noch heute erstarren.

Endlich ging ich heim, und dort, innerhalb meiner vier Wände, ließ ich meinen Wuthausbrüchen freien Lauf! Der Schurt! Der Gendel! Alles lochte in mir. Meine rollenden Augen erblickten einen alten Schlagler, der an der Wand befestigt war. Ich riß ihn herunter; laufend fuhr die Klinge durch die Luft. Jeder Hieb zehrte trotz Briefträger. Zitter, königliche Reichspost!

Zwei Tage blieb ich der Treuloosen fern. Am dritten lehrte ich zu ihr zurück. Sie begrüßte mich, als sei nicht das Geringsste vorgefallen, nur wunderte sie sich darüber, daß ich nicht so lange schon nicht mehr hatte blicken lassen; wo ich doch nur gesteckt hätte! So ne Schlang, mochte da kommen, was wollte — ich mußte Gewißheit haben: „Wer war jener Briefträger?“

men angefleht. Aber Sie müssen nicht so furchtbar neugierig sein,“ sagte sie ziemlich kurz angebunden hinzu.

„Ich lieb mich indessen nicht so leicht entmutigen, und beschloß, einem verweifelten Spieler gleich, alles auf eine Karte zu setzen. Ich wagte den Schlag. „Können wir nicht mal zusammen einen Ausflug machen, nach Bannsee 3. B. oder nach dem Grunewald oder wohin Sie sonst gern möchten?“

„Das ist leider auch unmöglich; in der Woche bin ich immer hier beschäftigt und Sonntags... muß ich immer mit meinen Eltern spazieren gehen.“

Schon war ich im Begriff, alle Hoffnung aufzugeben, als meine Dulcinea selber Balsam auf die Wunde legte, indem sie fortfuhr:

„Aber Sie könnten mir doch gelegentlich ein großes Vergnügen machen; nehmen Sie mich mal mit in's Theater. Ich will versuchen, mich für einen Abend frei zu machen; ich habe eine Freundin, die mich gewiß gerne vertreten wird. Ich meine, Sie hätten mir mal gesagt, daß Sie häufig Freibilletts bekommen können. Also wäre Ihnen das recht?“

Natürlich war es mir recht und die Sache mit den Freibilletts stimmte auch, denn ich hatte einen Freund, der Theaterbesitzer war und daher fast immer über Freibilletts verfügen konnte.

Ich ging also zu ihm und er hatte gerade eine paar Biletts da, die er mir mit Vergnügen überließ. Gines derselben gab ich früh Morgens, mit ihrer Adresse versehen, auf die Post; sie mußte es dann noch im Laufe des Vormittags erhalten und konnte also in aller Gemüthsruhe die nöthigen Maßregeln treffen.

Mit zwei rothen Rosen in der Hand erwartete ich sie Abends eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung am Eingange des Theaters; allmählich begann das Haus sich zu füllen, allein sie erschien nicht. Möglicherweise hatte sie, trotzdem ich wie ein Falke nach ihr ausgeschaut, doch übersehen; ich betrat deshalb den Theateraum — sie war nicht da. Dann wieder hinaus vor die Thür — sie kam nicht. Endlich legte ich mich auf meinen Platz, denn die Vorstellung konnte jeden Augenblick ihren Anfang nehmen. Meine Rosen zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Einzelne der Theaterbesucher lächelten vielfach, andere wieder neidisch, manche sogar mitleidig.

Es klingelt — der Vorhang geht in die Höhe — und in demselben Augenblicke wagt sich ein großer dicker Herr mit einem schwarzen Badenbart und barockem Gesicht durch unsere Reihe und läßt sich, beaglich knurrend, auf dem für meine Angebetete bestimmten Platz nieder.

Anfangs ließen mich Erstaunen und Entrüstung verstummen. Anstatt einer bezauberten jungen Dame ein häßlicher alter Brummbär! Allmählich aber sagte ich Muth. Es konnte sich hier entscheiden nur um ein Mißverständnis handeln, daß ich um jeden Preis aufzuklären mußte, daß ich noch immer hoffte, daß Olla sich wohl nur ein klein wenig verpatet habe und noch kommen werde.

„Verzeihen Sie, Sie haben wohl irtümlich einen falschen Platz eingenommen?“ begann ich höflich.

Der Dide sah mich mißtrauisch an und schweig. Darauf wandte er sich ruhig wieder der Bühne zu.

Ich wiederholte also den Anfall, diesmal etwas kräftiger: „Verzeihen Sie, Sie sitzen auf einem verkehrten Plage.“

Diesmal ignorirte er mich vollkommen. Die neben und um uns herum Sitzenden begannen aufmerksam zu werden. Einer jügte.

Der Dide sah mich während an, schüttelte den Kopf, wühlte mit zwei Fingern in der Westentasche herum und forderte endlich einen zerknitterten Zettel zu Tage, den er mir dicht unter die Nase hielt.

Das Herz klopfte mir bis in den Hals hinein. Spiegrubbenlaufen kann nicht schlimmer sein, als an all diesen bösnischen neugierigen Gesichtern vorübergehen zu müssen! Draußen stand der Direktor, der unsere Biletts zu sehen wünschte und sie sofort als Freibilletts erkannte.

„Ruh, meine Herren. Sie hätten sich aus Dankbarkeit für die Freibilletts wohl anständig betragen können,“ sagte er wüthend.

Auf den Diden übte das Wort „Freibilletts“ eine Wirkung aus wie ein rothes Fälschchen auf einen wilden Stier. Wüthend fuhr er auf: „Was, Freibilletts? Ich habe kein Freibillet. Ich habe mein Bilet bezahlt!“

Der Direktor lächelte ungläubig. „So, so! An wen sind diese Biletts gestern abgegeben worden?“ fragte er den Kassirer.

An den Berichtshatter des „Glücklichts“, antwortete dieser, nachdem er in seinem Buch nachgeschlagen hatte.

„Ja, das stimmt, von dem habe ich sie auch bekommen,“ fuhr es mir heraus.

„So!“ sagte der Direktor darauf wieder. „Aber wie kommt dieser Herr denn zu dem feinsten?“

„Das... das... das hatte ich verloren,“ stotterte ich.

„Das ist wohl möglich, aber ich habe es von einem Kellner bei Bauer gekauft und noch Aufgeld obendrein bezahlt,“ warf der Dide ein.

„Um, ich werde die Sache untersuchen lassen,“ versprach der Direktor. Eine sehr trostvolle Aussicht für mich. Das fehlte mir noch. Wenn die Sache aufzuklärt wird und mein Freund dann erzählt, welchen Gebrauch ich von seinen Freibilletts gemacht habe...

„Darf ich um Ihre Namen bitten?“ Hatte er diese Frage wenigstens nur zuerst an mich gerichtet, dann wäre ich dem entsetzten Menschen, der mich fortwährend mit wüth rollenden Augen angoelte, höchst wahrscheinlich entkommen. Nun war er vor mir drouhen und erwartete mich natürlich auf der Straße.

Raum hatte ich meine Rosen wüthend auf den Boden geschleudert, als er auch schon in großer Wuth auf mich losstürzte.

„Mein Herr! Was hat das alles zu bedeuten? Ich möchte nun endlich mal wissen...“

„Lassen Sie mich zufrieden,“ brumnte ich ihn an.

„Nein, ich verlange eine Erklärung von Ihnen.“

„Die möchte ich selber gerne haben.“

„Die Herren mögen sich noch einige Augenblicke lang nach Belieben amüsierten — die Frau Gräfin wünsche von ihrer anstrengenden Rolle auszuruhen.“

Die Diener boten auf silbernen Tischen kleine Weine und aromatische Cigaretten an. Schriftsteller, Künstler, Kunstfreunde reichten sich zu ungenügenden Gruppen, deren gemeinsamen Mittelpunkt eine in diesen Kreisen ganz ungewohnte Erscheinung bildete: Se. Excellenz der Minister.

Er war auf recht einfache Weise hierher gerathen. Der Zufall war es gewesen, daß er heute Abend im Magnaten-Casino einen alten Freund getroffen hatte, der hierher kommen wollte. Zufall, daß Se. Excellenz gut gelaunt war und — mitfuhr.

So war er da.

Er sagte eben Dora, der reizenden Tochter des Hauses, einer liebrenden Blondine mit stahlblauen Augen, Artigkeiten. Heute hatte sie, allerdings in Begleitung einer englischen Gouvernante, ausnahmsweise im Salon erscheinen dürfen, um ideu die Huldigungen der Herren anzuhören, unter deren Kreuzfeuer sie eröthete, wie ein erblühendes Moosröschen.

Se. Excellenz ließ sich von dem schüchternen Kinde neue Abenteuer von Papa erzählen, der zur Zeit in Kamerun Löwen jagte, als eine frische Stimme hinter dem Vorhang rief: „Verderben Sie mir nur das Kind!“

Allgemeines Lachen erscholl, in das seine Excellenz mit einstimmt. Der Vorhang heilte sich, die Künstlerin erschien in einem Regligé von weißem Crepe de Chine, das von kostbaren, dunklen Spitzen überdeckt war. Sie stand in jenem Alter, in dem man schöne Frauen „noch immer schön“ nennt, einem Alter, das in dem Leben gefeierter Künstlerinnen die Glanzepoche heißt.

Betroffen über die unerwartete Anwesenheit des Ministers blieb sie einen Augenblick lang stehen.

„Verzeihen Sie, Gräfin, mein Eindringen in diesen vertrauten Kreis,“ sagte der Excellenzherr, nachdem ihm sein Freund vorgestellt hatte, und verbeugte sich vor der Frau des Hauses.

Sie erwiderte mit leichtem Kopfnicken und empfing freundlich die Glückwünsche zu ihrem heutigen großen Erfolge.

„Geben Sie, Gräfin, daß Sie keine Ihrer früheren Rollen so gern creirt haben,“ sagte ein Schriftsteller, dessen Stücken sie manchen Erfolg verdankte.

„Ich will nicht unhöflich gegen Sie sein,“ entgegnete die Künstlerin — „und noch weniger den Theilhaber meines heutigen Triumphes alku stolz machen. Erlauben Sie mir also, die Antwort schuldig zu bleiben.“

Der junge Autor des neuen Stückes lächelte glückselig und küste ehrfurchtsvoll die Hand der Gräfin.

Man legte sich an die kleinen Tische, um den Thee einzunehmen. Dora zog sich mit ihrer Gouvernante in das Nachbarzimmer zurück.

„Es wäre sehr interessant, zu erfahren, welche Rolle Ihrer berühmten Laufbahn Ihnen die liebste war.“ Und der Minister beugte sich, die Theeschale in der Hand, in seinem Hauteuil vor.

Die schöne Frau ihm gegenüber sah mit ihren sammtbraunen Augen eine Sekunde lang in sein Gesicht, dann in die grelle Flamme der Hängelampe, so, als blättere sie in ihren Memoiren.

Die Gesellschaft lautete gespannt. Se. Excellenz hatte die Schale weggestellt und wüthete seinen Schnurrbart.

„Ich soll Ihnen von meiner besten Rolle erzählen? Gut... Wenn Sie mir erlauben, ohne Jahreszahlen zu sprechen! Seit einiger Zeit liebe ich es nämlich nicht mehr, Daten zu nennen. Wenn Frau Gräfin, meine Kollegin und liebste Freundin, hier wäre, würde sie hinzusetzen, das sei schon lange der Fall. Sie dürfen ihr aber nicht Alles glauben.“

„Genug davon — es ist irgend einmal gelassen. Ich war damals schon recht bekannt hier, man liebt mich sogar ein wenig. Meine Wohnung hatte ich in der Sandorgasse. Es war ein trüber Herbsttag und draußen regnete es in Strömen. Ich probirte noch einmal die neue Toilette, in der ich in irgend einem französischen Stücke eine junge Vauerin geben sollte. Ein einfaches Battifledchen hatte ich an, eine Schürze vorgebunden und eine niedliche Haube auf dem Kopfe. Eine Kleinigkeit an dieser Toilette gefiel mir nicht, und ich schickte mein Stubenmädchen nach der Schneiderin. Das Mädchen blieb lange aus. Da ging ich in ihr Zimmer, nachzusehen, ob sie denn noch nicht da sei. Es klingelte. „Ah — das ist sie!“ dachte ich und öffnete.

Statt meiner Luise stand ein hübscher junger Mann vor mir mit blondem Vortbein und blauen Augen. Er war verlegen und schaute sich sehr unbehaglich in seinem zwar feierlichen, aber auch etwas stark abgetragenen schwarzen Anzug.

„Wen suchen Sie?“

„Entschuldigen Sie, Fräulein! Ich die Gnädige zu Hause?“ sagte der Besucher, ein großes, gefaltetes Papier hervorziehend. Er hielt mich offenbar für die Kammerzofe.

Die Situation gefiel mir.

„Die Gnädige ist nicht zu Hause,“ sprach ich, „aber sie kommt bald. Treten Sie in mein Zimmer, dort können Sie sie erwarten.“ Ich führte ihn in das Zimmer des Stubenmädchens, hieß ihn niederlegen und fragte nach seinem Begehre. Anfangs wollte er nicht recht mit der Sprache heraus, dann berichtigte er mich, einer meiner alten Bekannten, bei dessen Kindern er einige Jahre hindurch Erzieher gewesen, habe ihn an die „Gnädige“ empfohlen. Ich möge ihm beim Minister protegiren, damit er irgend eine Stelle erhalte. Ich forschte ihn dann noch nach Dem und Jenem aus. Er erzählte mir, wie sehr er es bedauere, mich noch nicht spielen gesehen zu haben, aber er habe kein Geld, um in's Theater zu gehen.

„Die Sache fängt an, interessant zu werden,“ warf einer aus der Gesellschaft ein.

Se. Excellenz bestellte seine stahlblauen Augen aufmerksam auf die Erzählerin.

Die Gräfin fuhr fort: „Das Mädchen kam noch immer nicht und ich spielte ihre Rolle weiter. Der Regen plätscherte lustig an die Fensterscheiben. Ich bot meinem Gatte Thee, gerade so wie jetzt Ihnen. Zum Beihen war auch etwas da, und wir tranken auch einige Gläser Wein darauf aus einer halbgefüllten Flasche. Der junge Mann wurde immer zuthunlicher und wagte schließlich sogar ein Geständniß. Die Situation wurde außerordentlich hübsch. Im Ofen brannte ein präselndes Feuer, kurz, es war ganz so, wie man es in den Romanen liest. Da Luise auch jetzt noch nicht kam, übernahm ich das Bittgeschick und versprach dem jungen Mann, in meinem Interesse zu wirken.“

Die Künstlerin unterbrach sich einen Moment. Im Nebenzimmer lachte Dora und die Gouvernante sprach irgend etwas Englisches.

„Mein Schützling kam auch nachher öfter zu mir. Ich bestellte ihn immer für eine Stunde, da die Gnädige nicht zu Hause sein würde“ und empfing ihn dann — als Kammerzofe. Er wünschte nun gar nicht mehr, die Künstlerin selbst zu sprechen und begnügte sich mit der Protektion der Zofe. Mir schmeichelte es, daß der naive, blonde Junge allein für meine Person und nicht für meine Kunst schwärmte. Um keinen Preis der Welt hätte ich mich verrathen.“

„Nun folgte die alte Geschichte: er war verliebt in mich, die Kammerzofe! Er wollte mich heirathen! Und die Zofe — war just auch nicht von Holz. Wenn die Sache länger fortgedauert hätte, wer weiß, was geschehen wäre! Zum Glück erwirkte die Protektion dem jungen

gen Manne nach einem Monat eine Stelle im sechsten Komitat, weit weg von hier. Es gab ein bergschütterndes Scheiden, und er ging. — Er ging und vergah mich ebenso rasch, wie er sich für mich erwärmt hatte! Nicht wahr, meine Herren, das war nicht schon von ihm, da er mir doch seine ganze Laufbahn zu danken hatte? Die anspruchsvollen Leute in der Provinz wählten nämlich den anspruchsvollen Jungen nach etlichen Jahren zum Abgeordneten. Weder vorher noch nachher kümmerte er sich um mich. Freilich erfuhr er niemals, wer die kleine Zofe gewesen war, der er seine erste Liebe geschworen hatte. — Das ist die Geschichte meiner besten Rolle.“

Die schöne Frau schweig. Gräfinen schwiegen auch die Zuhörer. Se. Excellenz stand auf und ging zum Fenster. Dort drehte er seine Stirn an die kalten Scheiben.

„Und die kleine Zofe tränkte sich nicht um ihren Anbeter?“ fragte der hoffnungsvolle Autor von heute, der einen Stoff zu einer neuen Novelle suchte.

„Sie hatte keine Zeit. Sie wurde bald Gräfin. Dann bekam sie wieder eine Rolle, die sie sehr freute: die Rolle der jungen Mama. Das war auch eine von denen, die sie am liebsten spielt. Nicht wahr, Dora?“ Das Lächelchen war auf der Schwelle des Salons erschienen, und die Diva schloß er in leidenschaftlicher Aufwallung an ihre Brust, das lockige Blondhaar küßend.

Gerührt sah die Gesellschaft zu. — Als schon alle gegangen waren, stand unter einer Laterne auf der anderen Seite der Straße, der Wohnung der Gräfin gegenüber, ein einsamer Mann und sah unverwandt hinauf zu den erleuchteten Fenstern. Ein altes, süßes, melancholisches Wärdchen flüsterte ihm die Erinnerung an seine erste Liebe zu.

**Könige auf der Bühne.**

Es ist bekanntlich eine noch nicht ausgetragene Frage, was für den Schauspielers schwerer darzustellen ist, die Majestät eines Königs oder die Unwichtigkeit eines Bauern. Kossipieliger für den Theaterdirektor ist jedenfalls das Erstere, denn es verlangt, namentlich in historischen Stücken, einen großen Aufwand für die Kleidung. Ein vollständiges Königsstüm kostet heute in einem ersten Pariser Atelier zwischen 500 und 12,000 Fr. Geborene Herrscher haben sich nicht selten in Königs- und anderen vornehmen Rollen versucht, und es war nicht immer ohne Erfolg für die Berufsschauspieler, neben ihnen anzutreten. Kaiser Nero spielte einst den Priantus, ein berühmter Schauspieler neben ihm den Paris. Da diesem mehr applaudit wurde als dem Kaiser, ließ Nero ihn am nächsten Tage hinrichten. Es soll vorgekommen sein, daß Fürsten ihres Gleichen auf der Bühne viel schlechter darstellten als Schauspieler. Friedrich Haase erzählt in seinen Erinnerungen, daß er einst Scribes „Das Wasser“ für eine Liebhaber- und Komödie am Hofe in Koburg einstudirte. Der Herzog, der den Volingtrale spielte, benahm sich so ungeschickt, daß Haase ihm zurief: „Aber, bitte, so wie Sie benimmt sich doch kein Herzog!“ Naive Zuschauer lächelten sich oft sehr über die Nachvollkommenheiten eines Breiterkönigs. Als Nean eines Tages mit dem Rufe: „Mein Königreich für ein Pferd!“ als Richard III. gendert hatte, erhielt er am nächsten Morgen den Brief eines schlichten Farmers, der ihm mittheilte, er könne ihm zu den von ihm gestern Abend vertändelten Bedingungen ein sehr gutes, selbstgezoogenes Pferd zur Verfügung stellen. Bisweilen benehmen sich die Könige auf der Bühne recht unfröhlich, ohne daß das Publikum dies bemerkt. Garrick spielte einst den Hamlet, als im letzten Akt König Claudius an einem andern Plage der Bühne tod hinfiel, als auf der Probe verabredet war. Garrick-Hamlet stürzte ihm zu: „Nicht da hinrücken — dort sterbe ich.“ Aber der Darsteller des Claudius erwiderte leise: „Ich bin der König — ich kann sterben, wo ich will.“

„O ja“ und „Ja“.

Vom Weltumsegler Forster erzählt man kürzlich anlässlich seines 100jährigen Todestages. Heute geben wir dazu einen kleinen Nachtrag. Der alte Forster, von dem man wegen seiner Dechtheit sagte, er sei wohl um die Welt herumgekommen, aber hineingekommen sei er nicht, war Professor in Halle. Eines Tages hörten einige Studenten eine Bauerfrau mit ihrer Tochter an einer Straßenecke ganken und bemerkten, daß der hervorgeleitete Dialog nur aus: „O ja“ und „O nein“ bestand. Die Studenten nahmen diese Worte auf und machten daraus einen sehr in Aor kommenden Gruch, der am Ende sehr läufig wurde. Dem alten Forster blieb das nicht lange fremd, und mit einem Schlage brachte er ihn aus der Welt. Als er nämlich in seinen naturgeschichtlichen Vorträgen bei der Beschreibung des Gels war, sagte er zum Schluß: „Und nun, meine Herren, muß ich Ihnen noch eine Merkwürdigkeit vom Gels erzählen — er schreit nämlich seit einiger Zeit nicht mehr „Ja“, sondern „O ja.“

Natürlich.

„Na, Herr Lieutenant, was sagten die Chinesinnen in Kiaoichau zu Ihnen?“

„Alle bebauert, daß nicht schon früher gekommen.“